Das Licht der Seele.

Von Georg Ruseler.

Die kleine Pendeluhr zeigte auf zehn. Es war in dem Reservelazarett, das Kommerzienrat Langenau in seiner Villa vor dem Tore eingerichtet hatte. Das geräumige Haus lag in einem großen Garten, fertab von dem Lärm der Straße. Man betrachtete es mehr als Genesungsheim für solche Soldaten, die seelisch unter den ungeheuern Eindrücken des Krieges, unter seinen jähen Schrecknissen gelitten hatten. Auch waren hier solche Verwundete untergebracht, die leicht zu pflegen waren, obgleich ihnen das Schicksal manchmal besonders schwer mitgespielt hatte.

Oberlehrer Dr. Freiburg, Leutnant der Reserve und vor kurzem noch Kompagnieführer, war aufgestanden und hatte sich allein angekleidet. Er wollte sich daran gewöhnen, zumal er sich doch ganz gesund und kräftig fühlte. So traf ihn der junge Militärarzt, der in seinem Berufe eigentlich Facharzt für Augenheilkunde war. Beide kannten sich von der Schule her, wenn der Oberlehrer auch um einige Jahre älter war. Hier im Lazarett waren sie in kurzer Zeit Freunde geworden, schon dadurch, daß der Arzt dem Verwundeten so manchen kleinen Gefallen erwies, wofür dieser in seiner hilflosen Lage dankbar war. Jetzt bat er, ihn in den Garten zu geleiten, aber der Arzt war nicht damit einverstanden; er führte ihn zu einem Liegestuhl und hieß ihn sich niederlegen. Dann breitete er sorgsam eine leichte Decke über ihn aus. Er sagte ihm mit ernster Stimme, daß er sich noch schonen müsse, wenn die Wunden auch gut in Heilung seien; vor allen Dingen solle er sich vor seelischen Erregungen hüten.

Dr. Freiburg lächelte. Seelische Erregungen fürchtete er nicht mehr. Früh um fünf war er von dem Schlage der Uhr erwacht, die er sich besonders ausgebeten hatte als ständig redenden, ewig munteren Kameraden, weil ihm anfangs in seiner Einsamkeit die ununterbrochene Stille schwer auf die Seele gefallen war. Er hatte seither noch einmal in aller Ruhe sein künftiges Leben überdacht und war sich ganz klar darüber geworden, welchen Weg er einzuschlagen habe; er war zu einem festen Entschlusse gekommen, und seitdem erfüllte ihn eine stille Heiterkeit, tröstend und stärkend nach den letzten furchtbaren Wochen. Jetzt bat er den Arzt, ihm noch einmal das Bild seiner Braut zu geben, und als er es erhalten hatte, betastete er es mit den Fingern und führte es an die Lippen. Er vermochte es nicht zu sehen; denn Stirn und Augen waren verbunden.

„Zum letzten Male", sagte der Verwundete in entschiedenem Tone, „fortan habe ich kein Recht mehr dazu. Und nun wollen wir an Dagmar Walram schreiben, wenn es dir recht ist. Die Täuschung muß ein Ende haben, und sie soll die Wahrheit erfahren, die ganze Wahrheit."

Der Arzt ging zum Tische und setzte sich zurecht. Er nahm Feder und Papier, schrieb Ort und Datum und sagte dann: „Bitte, diktiere!" Aber im selben Augenblick trat ein Krankenwärter herein und meldete, eine junge Dame bäte, den Herrn Doktor wegen eines Kranken zu sprechen.

„Bitte, sich ein paar Minuten zu gedulden", antwortete der Arzt. „Sie sehen, Neumann, was ich zu tun habe."

Der Wärter ging auf den Gang zurück. Dort wartete ein Fräulein mit hübschen, energischen Zügen.

„Kommen Sie mit ins Besuchszimmer", flüsterte Neumann. „Leutnant Freiburg diktiert dem Herrn Doktor gerade einen Brief."

Im Antlitz der jungen Dame malte sich Erstaunen und Ueberraschung, und dann flüsterte sie glücklich: „Leutnant Freiburg? Gerade den möchte ich ja überraschen. Mein Verlobter! Und auch den Herrn Doktor kenne ich. Gehen Sie! Ich werde mir selber helfen."

Der Wärter zögerte einen Augenblick; aber als er die entschiedene Miene des Fräuleins sah, zuckte er die Achseln und ging.

Nun stand Dagmar Walram, hochaufatmend vor der Tür, die nur angelehnt war. Sie faßte den Griff und wollte eintreten. Da hörte sie ihren Namen und ließ die Tür wieder los. Mit einem Male schoß es ihr durch den Sinn, daß es weder passend sei, ohne weiteres einzudringen, noch hier zu lauschen. Sie wollte sich zurückziehen; aber die nächsten Worte bannten sie fest und nahmen ihr den Atem.

„Eine junge Dame muß man eigentlich nicht warten lassen", hatte ihr Verlobter gesagt. „Aber wir wollen es kurz machen, das ist auch barmherziger. Ich habe den Wortlaut im Kopfe. Also: Liebste Dagmar, zum letzten Male rede ich Dich mit diesem Namen an, der mir für ewig teuer ist; fortan habe ich nicht mehr das Recht, Dich so zu nennen. Erschrick nicht, liebes Kind! Ein unbarmherziges Schicksal hat mir zwar auf dem Schlachtfelde das Leben gelassen, und nun reißt es uns doch auseinder. Ich muß Dir Deine Freiheit zurückgeben, weil es ein Verbrechen wäre, Dich jetzt noch an mich fesseln zu wollen. Ich werde Dich niemals wiedersehen; denn ich bin schlimmer daran als der armseligste Krüppel. Ich habe Dich bis jetzt getäuscht; die Kugel traf nicht Hand und Wange, sondern sie hat mir beide Augen genommen. Ich bin blind für alle Zeiten." — —

Weiter kam der Verwundete nicht. Ein tiefer Seufzer erklang und ließ ihn innerhalten. Dagmar war ins Zimmer getreten; sie starrte entgeistert auf den Verlobten, der wenige Schritte von ihr entfernt ausgestreckt lag, und beide Hände preßte sie aufs Herz.

„Was hast du?" fragte der Blinde. „Du seufzest beinahe wie ein junges Mädchen."

Jetzt erst bemerkte der Arzt Dagmar; ein Schreck fuhr ihm durchs Herz, aber er begriff sofort, was er zu tun habe. Er legte den Finger auf die Lippen, zum Zeichen, daß sie schweigen solle, und dann sagte er in gleichgültigem Tone: „Verzeih, wieder Störung! Was haben Sie, Neumann? Die Dame kann nicht warten? Ich komme."

Und nun folgte ein Wirrwarr von Schritten, den der Verwundete sich nicht deuten konnte. Eine Tür ward geschlossen, und dann begann ein Geflüster auf dem Gange. Aber er hörte nicht hin; denn seine Gedanken weilten wieder bei dem, was sein tiefstes Herz beschäftigte.

Der junge Arzt hatte Dagmar Walram, die gar nicht widerstrebte, aus dem Zimmer gezogen.

„Wollen Sie ihn denn töten, mein Fräulein?" herrschte er sie an, aber immer im leisesten Tone. „Es wird ihn zerschmettern, wenn er erfährt, daß Sie hier sind, wenn er es unvermittelt erfährt."

Barmherzigkeit, Herr Doktor! Blind? Wirklich blind? Beide Augen?"

„Sie haben es gehört," sagt der Arzt rauh. „Fassen Sie sich! Im Kriege muß man vieles ertragen können, namentlich in einem Kriege wie dem heutigen. Gewiß, blind. Aber ist nicht nötig, daß wir ihn nun auch noch umbringen.

„Hätte man Vertrauen gehabt und mir die Wahrheit geschrieben!" klagte Dagmar. „Nun hab' ich gelesen: Leichterwundet, und da wollte ich ihn heute überraschen."

Recht hatte sie eigentlich. Der Doktor war entwaffnet, und zudem hatte er die Gefahr jetzt vollständig abgewandt. Er bat um Verzeihung, daß er so heftig gewesen sei, und dann ging er sofort in das Zimmer, um den Blinden vorzubereiten. Er teilte ihm mit, es sei tatsächlich Besuch eingetroffen, und zwar für ihn. So ging er Schritt für Schritt weiter und übermittelte ihm zuletzt die Wahrheit. Zwar war Freiburg etwas überrascht, aber er erschrak doch nicht mehr. Tief aufatmend sagte er: „Das hätte ich gern verhindert und und ihr und mir erspart; nun es nicht anders sein kann, soll sie mir willkommen sein. Nimm aber den Brief, ich will es ihr persönlich sagen."

„Sie weiß es", sagte der Arzt. „Ich habe es fürs beste gehalten, sie vorzubereiten."

So kam Dagmar Walram denn zum weiten Male in das Zimmer. Leise sank sie an dem Liegestuhl nieder, worin der Verlobte lag, ergriff seine Hand und bedeckte sie mit Küssen; und er fühlte, wie sie von ihren Tränen benetzt ward.

„Walter, lieber Walter!" schluchzte sie.

Er richtete sich auf, tastete nach ihrem Gesicht und strich leise über ihr Haar.

„Armer Dagmar," sagte er mit tonloser Stimme.

Einen Augenblick schien es dann, als ob er, von tiefstem Gefühl überwältigt, sie an seine Brust ziehen wollte; aber er bezwang sich männlich und ließ sie los. Dann bat er sie, aufzustehen, er habe ihr vieles zu sagen.

Der Arzt hatte sich auf den Zehen entfernt. Die Verlobten waren allein. Einen Augenblick herrschte Stille im Zimmer, nur unterbrochen durch das gleichmäßige Ticken der Wanduhr. Dann begann Dr. Freiburg: „Es war bei einem Sturm auf eine Stellung der Engländer, als mich die Kugel traf. Ich wurde bewußtlos, und als ich wieder zu mir kam, trug ich bereits einen Verband; dazu war mir der Kopf so benommen, daß ich gar nicht auf den Gedanken kam, worin die Verwundung eigentlich bestände. Dann haben sie mir tropfenweise die furchtbare Wahrheit beigebracht, und ich fühlte mich wie vernichtet. Niemals die Sonne wiedersehen dürfen, dich nicht, keinen Menschen: alle Wogen der Verzweiflung durchfluteten meine Seele, und ich dachte daran, mich selbst zu töten. Mich packte ein wilder Schmerz, wenn ich mir vorstellte, daß ich aus dem Berufe ausgestoßen war, woran meine Seele so sehr gehangen hatte. Niemals sollte ich vor meiner Klasse stehen, vor den frischen Jungen, mit denen ich verwachsen war; niemals würde ich wieder mit ihnen durch Wald und Flur wandern, wie ich es so gern getan hatte. Immer zur schlimmsten Einsamkeit verdammt, immer allein in dieser ewig währenden Finsternis— welch ein qualvoller Gedanke! O, lieber sterben!"

Walter Freiburg ward unterbrochen. Dagmar preßte seine Hand und rief leidenschaftlich: „Ja, lieber sterben! Und mich laß mit dir sterben!"

Der Verwundet lächelte; er drängte sie sanft zurück und sagte: „Nein, Dagmar, du sollst leben, und ich will auch gar nicht mehr sterben. Höre, wie es wieder hell geworden ist in meiner Seele. Ich hatte mir Gesellschaft erbeten, die Uhr dort, und nun hielt ich ständig Zwiesprache mit ihr, ich, der Zerbrochene, der ganz aus seiner Bahn geworfen war und immer feiern mußte, mit ihr, die vom Schwergewicht des Daseins zu rastloser Tätigkeit getrieben wurde. Zieht mich die Erde nicht an wie sie und weckt alle meine Begabung zu unablässiger Arbeit? Arbeit, Arbeit! Deshalb bin ich unglücklich weil ich nicht arbeiten kann. Aber gibt es denn nicht andere Arbeit, als Knaben und Jünglinge zu unterweisen? Wenn ich das nicht mehr kann, sind dann schon alle Brunnen meiner Seele versiegt? O nein, ich fühlte, wie es in meiner dunklen Nacht reicher anfing zu quellen als in den lichtesten Tagen, und darüber wölbte sich der Himmel in nie gesehener Pracht; neue Sterne tauchten hervor, neue Sonnen, und sie verbreiteten einen unbeschreiblichen Glanz."

Der Blinde hatte sich aufgerichtet. Der Glanz, von dem er redete, schien auf sein ernstes, verbundenes Antlitz übergegangen zu sein, als er nun von seinen Plänen und Absichten sprach. Er wollte zunächst in eine Blindenanstalt gehen und dort alles zu lernen versuchen, was ihm dienlich und förderlich sein konnte, namentlich die Braidsche Schrift und die Schreibmaschine. Ihm schwebte das Beispiel der Helen Keller vor, der jungen Amerikanerin, die blind und taub von frühester Kindheit an, es nicht nur fertig brachte, lesen und schreiben und sprechen und die verschiedensten Sprachen zu lernen, sondern auch noch tief in die Geheimnisse der Mathematik einzudringen. Da dürfe keiner verzweifeln, der wie er die reichen Erinnerungen seiner Vergangenheit habe und zudem noch das erhabene Feuer einer großen Zeit in sich nachwirken fühle.

„Und nun will ich dir sagen, was ich eigentlich vorhabe", fuhr er fort. „Ich denke Schriftsteller und Redner zu werden. Die Gebiete sind mir nicht ganz fremd, und ich meine, daß ich schon einige Proben meines Talents gegeben habe. Warum soll ich nicht weiterreden? Mein Anblick wird meine Zuhörer nicht beleidigen, weil ich nicht entstellt sein werde. Freilich kann ich sie nicht sehen, und das ist schade; denn die Strahlen, die von Aug zu Auge gehen, begegnen sich und weben unmerklich fast und doch bald fühlbar die feinsten Verbindungen. Aber wenn mir auch das Licht der Augen fehlt, das Licht der Seele, das sich in mir entzündet hat, ist hell genug, alles zu überstrahlen und auszugleichen. In mir wogt es von Gedanken und Ideen, und ich weiß jetzt, daß ich etwas zu sagen habe, und das ist die Hauptsache."

Er hatte sich in Begeisterung geredet und diese Glut ging über auf das Mädchen, das vor ihm stand, so daß es beinahe die Schwere des Unglücks vergaß, das sie beide betroffen hatte.

„Ja", rief Dagmar aus, „so ist es gut, du wirst leben und siegen, und ich werde mit dir leben."

Da wurde der Blinde plötzlich wieder ernst und sagte: „Du mit mir leben? Das wäre ein Opfer ohnegleichen, das ich nicht annehmen kann. Wenn ich auch das lebhafte Gefühl habe, daß ich durchdringen werde, so werden mir doch Enttäuschungen nicht erspart bleiben. Du hast reines Glück verdient, und das wird in meiner Nähe nicht zu finden sein; denn es wird viel der verlorenen und verdrossenen Stunden geben, und wer immer an meiner Seite sein wollte, der müßte die größte Entsagung üben können und das gibt stille und traurige Herzen."

„Walter, ich kann entsagen."

„Das sollst du nicht. Meine Nacht darf nicht zusammengehen mit deinem Tage. Darum ist es meine Pflicht, dich freizugeben. Wir müssen Abschied nehmen, Dagmar, und es ist für uns beide am besten, wenn es rasch geschieht."

Der Blinde faßte den Ring an seiner linken Hand und wollte ihn herunterziehen; aber er kam nicht dazu. Dagmar fiel ihm in den Arm und sagte leise, mit flehender Stimme: „Bitte, Walter laß das! Liebster Walter, laß mich bei dir bleiben!"

Er versuchte das Mädchen sanft zurückzudrängen und erwiderte: „In dieser schmerzvollen Lage dürfen wir uns nicht leiten lassen durch unser Gefühl, sondern müssen die ruhige, klare Vernunft fragen."

„O nein, große, reine Gefühle sind unsere besten Wegzeiger, und mein Gefühl sagt mir, daß ich dich nicht verlassen darf."

„Das ist Mitleid, und Mitleid kann nicht ewig wären."

„Nein, das ist Treue, und Treue kann alles überwinden, wenn sie aus der Liebe heraus geboren ist. Sieh, Walter, du hast Mut bewiesen, als du in vielen Schlachten dem Tode gegenübertreten mußtest. Sollte ich da nicht den Mut haben, dem Leben ins Auge zu sehen, dem Leben mit dir? Darf ich nicht auch etwas wachsen in dieser großen Zeit, wo alles wächst? Als wir uns verlobten, da ward nicht die Klausel daran geknüpft, daß mein Versprechen hinfällig sein sollte durch das erste Unglück, das uns in den Weg treten würde. Und du kannst mich auch gar nicht entbehren. Du willst einen neuen Beruf ergreifen; aber wenn auch noch soviel Kraft und Reichtum aus deiner Seele quillt, so mußt du doch in Verbindung bleiben mit der weiten Welt. Dazu kann ich dir helfen und so einen Teil deiner Arbeit übernehmen."

So ging die Rede hin und her. Er bezweifelte nicht die Kraft reiner Liebe: aber er fürchtete das Einerlei der Tage in seiner Nähe und wollte sie dem nicht aussetzen. Da ward Dagmar leidenschaftlicher und inniger und der Mann immer leiser und matter. Er fühlte, daß seine Gründe dahinschmolzen unter solcher Hingabe, und da wußte er kein anderes Mittel, als sich starrsinnig in Schweigen zu hüllen. Dagegen konnte sie nicht kämpfen und sagte voller Weh: „Du hast keinen Glauben an mich und meine Liebe."

„Dagmar, ich darf nicht. Gib es auf, mich zu quälen, ich darf wirklich nicht!"

Nun war Dagmar Walram am Ende, und sie wußte nichts mehr zu sagen. Ihre Tränen flossen; aber das Schluchzen unterdrückte sie bald.

Da hörte man nichts im Zimmer als das Ticken der Uhr. Es war eine von leiser und stiller Art; sie gehörte nicht zu denen, die die Zeit so laut und aufdringlich zerschneiden. Selbst in ihrem Ticktack lag etwas von melodischem Klang, noch mehr aber in ihrem Schlage. Sie hatte längst ausgeholt und nun schlug sie alt, ruhig, bedächtig, ohne Hast, und, als ihre Zeiger dann weiterstrebten nach der Höhe des Tages, da blieb in ihrem Gehäuse noch eine gute Weile ein tiefer Nachklang wie von einer wehevollen und doch so glücklichen Zeit.

Und dann schwieg auch sie, und Dagmar Walram kam zu der Ueberzeugung, daß sie scheiden müsse.

„Ich will gehen," sprach sie in tiefstem Schmerz, „weil du mich nicht länger habe und weil du an meine Liebe und Treue nicht glauben willst. Zum Abschied will ich dir aber noch das eine sagen: Du hast von dem Licht der Seele gesprochen, und so wird es in dir hell und leuchtend sein; ich aber, die ich noch meine beiden Augen habe, ich muß fortan durch ewige Finsternis schreiten. Nun leb wohl, Walter, das hast du gewollt."

Als sie ihm nun die Hand reichte, da fühlte sie, daß er leise zitterte, und von seinen Lippen rang sich kaum hörbar das eine Wort: Bleib!"

Von diesem Wort ging ein Strom des Glücks aus durch zwei junge, mutigen Herzen. Nichts ward weiter gesagt. Es war wieder still, und nur die Uhr kündete mit ihrem leisen Ticktick den unaufhaltsamen Gang der großen, gewaltigen Zeit.

Und zwei leiderfahrene Menschen nahmen zusammen den Weg auf, der durch Finsternis zum Licht führt.

— Mars regiert die Stunde. Der Schneidermeister Krittlich ist im „Goldenen Löwen" wegen seiner Nörgelei und Knickrigkeit beim Kellner nicht sonderlich beliebt. Eines Abends geht er wieder zum Abendschoppen, verlangt ein Glas Bier und fünf Tageszeitungen. Mittlerweile erscheint ein Dutzend in der Stadt einquartierter Kriegersleute, die umständlich Speisen und Getränke bestellen. Der „Ober" bedient die Soldaten der Reihe nach, was dem biederen Schneider natürlich arg mißfällt; er macht sich bemerkbar und fährt den Kellner an: „Warum bedienen Sie mich denn nicht, ich habe doch zuerst bestellt?"

„Bitte, mein Herr," antwortet der Gefragte, „Militärlieferungen gehen vor!"

— Der Offizierstellvertreter. Gutsbesitzer Volkmann, im Militärverhältnis Reserveoffizier, ist zu den Fahnen berufen worden. Da er ein Junggeselle ist, hat er seinem Johann das Hauswesen unterstellt. lebt nun daheim wie Gott in Frankreich, trinkt Wein und Liköre seines Herrn, raucht dessen Importen, räkelt sich auf dem Divan, kurz, er äfft alle Manieren seines Herrn nach. Da er die übrige Dienerschaft für seine persönlichen Dienste in Anspruch nimmt, entrüstet sich die Köchin: „Was fällt Ihnen ein, wer sind Sie denn eigentlich?" Und lakonisch näselt er: „Ich bin Offizierstellvertreter.

—Ueberflüssig. Russischer Soldat: Einmal sollten wir uns doch die Füße waschen.

Kamerad: Wozu? Jeden Augenblick können sie uns doch abgeschossen werden!

— Guter Rat. Kosak: Nichts zu essen — kein Schnaps — kein Futter für Pferdchen, was sollen wir tun?

Iwan: Brüderchen — fressen wir auf dein Pferd!

Die Lipple Schneider.

Skizze von Gustav Schröder.

Wer ein rechter Kerl ist, der muß sein wie der Lipple Schneider. Philipp Freund heißt er. Die Abkürzung „Lipp" ließe man sich ja noch gefallen, aber „Lipple", das ist ehrenrührig. Es ist aber nichts dagegen zu machen. Wenn sich die Bauern einmal in etwas verbeißen, dann ist ihnen das mit keiner Gewalt wieder aus den Zähnen zu kriegen. Klein ist der Schneidermeister Philipp Freund nun einmal. Klein und schmal wie etwa ein gut gewachsener Vierzehnjähriger. Und gewandt und flink wie ein Wiesel. Heißt er halt „Lipple". Erst hat er sich dagegen gewehrt mit dem Zorne, mit dem der Zwerghahn gegen den faulen Brahmaputra-Goliath anläuft. Nun läßt er's gehen.

Seine Schneiderhölle ist hoch. Darauf hält er. Was tut's, daß er sich einen Stuhl hinstellen muß, um hinaufzukommen. Herunter ist er allemal mit flinkem Sprunge. Das sieht unternehmend aus und beweist, was für ein Geist in dem kleinen Körper wohnt. Hinauf aber steigt er nie, wenn es jemand sieht.

Auch an seinem schönen Familiennamen hat er allerhand auszusetzen. Sagt einer kurz „Freund" zu ihm, so läßt er auf den Dreisten einen giftigen Blick los. „Bin nit jedermanns Freund," sagt er, „ist keine Ehre das." Tituliert ihn der andere darauf „Herr", so paßt ihm das wieder nicht. Der Lipple hat's überhaupt schwer. Sagt er etwas in der Gemeindeversammlung, dann muß es schon etwas besonders Gescheites sein, wenn sie nicht lachen sollen.

Nun aber ist eine Zeit, in der der Lipple Schneider zeigen kann, was in ihm ist. Als der Krieg drohte, da war es, als hätte der Lipple Räder unter den Füßen. Von seinem Dörflein rannte er in die Stadt nach den neuesten Nachrichten. Jeden Tag. Dann stand er vor der Redaktion, wo auf schwarzem Brette die Eingänge angeschlagen waren, hatte die Hände in den Hosentaschen und schob sich zwischen den Leuten durch, bis er vorn stand. Hernach hatte er ein verächtliches Lächeln um seine dünnen Lippen.

„Zeigen wollen wir's ihnen," sagte er von obenher, „den .... den Friedensbrechern, zeigen wollen wir's ihnen, wir!"

Und wieder waren da etliche, die dazu lachten. Das verdroß den Lipple. Weil aber mit den Stadtleuten nicht gut Kirschen essen ist, drehte er ihnen verächtlich den Rücken und wanderte heim. Im Dorfe bewies er mit genauen Zahlen, wie stark wir seien, allein das aktive Heer, hernach die Reserven, die Landwehr und die Freiwilligen. Hernach war's da. Der Lipple schloß sein Haus, übergab seinen Finken und den Schlüssel der Nachbarin und sagte: „Ich hab' einen Weg vor, von dem ich leicht nicht wieder heimkehren könnte."

So zog der Lipple aus, und die Nachbarn sahen ihm nach, mit einem wunderlichen Gefühl im Herzen. Der Ordnung wegen hatte er sich beim Schulzen abgemeldet. „Was willst, Lipple? Als Freiwilliger gehn? Du hast das Maß nit", sagte der Schulze. „Maß", antwortete der Lipple geringschätzig, „als ob's heute darauf ankäme. Das macht's!" Und er schlug sich gewichtig dahin, wo das Herz sitzt.

Acht Tage später trat er in der Abenddämmerung wieder ein. Ganz leise trat er auf und ging hinter den Häusern weg. Hätte ihn die Nachbarin nicht zufällig gesehen, er hätte den Schlüssel nicht abverlangt vor Scham. So brachte sie ihm denn den Finken und den Schlüssel, und der Lipple zog wieder ein. Er hatte wahrhaftig das Maß nicht gehabt, und alles Bitten war vergeblich gewesen, zumal er noch dazu dicht an die fünfzig war. Das war ein reichliches Maß Wermut in seine reine, schöne Begeisterung. Verschüchtert war der Lipple und verbarg sich, bis der Pfarrer zu ihm kam, ihm die Hand auf die Schulter legte und sagte: „Lipp, es müssen auch etliche Männer im Dorfe bleiben. Wir werden daheim genug zu tun kriegen." So wird denn der Lipp sich daheim als ein rechter Kerl zeigen.

Einen Plan hat der Pfarrer, zu dessen Ausführung er des Lipples Hilfe braucht. In Ostpreußen ist rechtschaffen Not. Wie wäre es, wenn man bei den Bauern hier und in der Runde Getreide sammelte? Der es aber sammelt, das muß ein Kerl sein, der Herz und Mund auf dem rechten Fleck hat. Das ist beim Lipple der Fall. Also zieht er aus. Erst von Haus zu Haus in der Heimatgemeinde, dann auf zehn Dörfern in der Runde. Einen Brief vom Pfarrer hat er in der Tasche. Den liest er jedesmal vor. Hernach gibt er aus Eigenem soviel Gutes dazu, daß den Bauern das Lachen über den kleinen Anwalt der Ostpreußen vergeht. In vier Wochen hat er dreihundert Zentner beisammen. Als aber der Pfarrer berichten will, daß das der Lipple gesammelt, da wehrt der sich mit Händen und Füßen dagegen. Muß halt der Pfarrer wenigstens so tun, als ginge es auf seinen Namen, um den aufgeregten Lipple zu beruhigen.

Am selben Abend läuft dem der Hermann Ablung in den Weg. Es geht stark in den Herbst und ist mächtig kalt. Der Hermann aber steckt in einem so dürftigen Gewande, daß ihm die Glieder klappern. Zufällig weiß der Lipple einen, der ein anständig Zeug für annehmbaren Preis liefert. Acht Tage darauf läuft der Hermann in einem Wams und ein Paar Hosen umher, die ihn warm halten, mag der Winter kommen, wie er will. Aber es ist ihm bei härtester Strafe verboten, zu sagen, von wem er es hat.

„Lipp," sagt der Pfarrer wieder, „wir müssen sammeln. Wie wäre es?" „Ei, freilich, freilich", erklärt der Lipp. Und er sammelt. Mit dem Tippfles Bauern hat er einen harten Strauß. Was der gibt, ist zu wenig für den reichen Mann. Der Lipple rechnet ihm vor, daß er bei einem Haferpreise von 14.50 Mark am Zentner über 5 Mark mehr verdient habe, als voriges Jahr, und 35 Zentner hat er geliefert. Es nützt nichts. Der Bauer gibt nicht mehr als 5 Mark. Weil er aber gerade einen neuen Anzug braucht, läßt er den Lipple gleich Maß nehmen. Der lacht hernach verschmitzt vor sich hin. „Auf dem Wege kriege ich dich, Bauer", sagt er.

Für den Anzug erhält der Lipple 20 Mark Arbeitslohn. „Wart, du Geizhals", sagt er daheim, kriegt die Liste her und schreibt beim Namen des Tippfles Bauern eine 2 vor die 5. „So Bauer, jetzt hast du wenigstens rechtschaffen geblutet."

Dummerweise klopft der Pfarrer nachher dem Bauern auf die Schulter. „Das ist recht, daß Sie soviel gezeichnet haben. 25 Mark ist auch für Sie ein schön Stück Geld." So kommt des Lipple Schandtat an den Tag. Als sich der Irrtum aufklärt, lacht der Pfarrer laut vor sich hin, und der Bauer knurrt.

„Lipp", sagt der Pfarrer, „da stehen 10 Mark, bei denen der Name fehlt. Wer gab die?"

„Darf's nit sagen, Herr Pfarrer."

„Wo ist Ihr Name?" — „Ich hab' nix gegeben."

„Lipp, er ist ein schlechter Mensch." Dabei hat der Pfarrer wahrhaftig eine Träne im Auge.

Was hat der Lipple nicht alles noch gemacht. Briefträger ist er gewesen und acht Wochen durch Schnee und Schlackerwetter gestapft, Kirchendiener ist er. Alle die Aemter sind ja verwaist. Einmal, gegen das Frühjahr hin, zieht er die Feuerspritze aus dem Spritzenhause. Er zerlegt sie, reinigt sie und bringt alles in schönste Ordnung.

„Was fällt Dir ein, Lipple?" fragt der Schulze.

„Meinst, es könnt dies Jahr nit wieder einschlagen, wie voriges Jahr? Soll'n wir hernach dastehen und nix tun können, weil der Schmied zufällig draußen Munition fährt?" Damit läßt er den Schulzen stehen.

Das Schicksal aber schwebt über des Lipples Haupt.

Der Pfarrer hat über ihn mit dem Landrat gesprochen.

Der hat versichert, daß er tun wird, was er kann.

Nun ist's da, und der Lipple kann dem Schicksal nicht entgehen.

Ein Automobil hält vor dem Schneiderhäuslein. Der Landrat steigt aus, und um die Ecke kommt der Pfarrer, gerade als wäre er bestellt. Lipple springt aus der Hölle auf die Erde. Sein kleines Herz pocht wie ein Hammer, als die Herren in die Stube treten. „Es freut mich," sagt der Landrat, „Ihren selbstlosen Eifer belohnen zu können." Dabei heftet er dem Schneider eine Medaille an die linke Seite, gerade über dem Herzen. Die Rote-Kreuz-Medaille. Er drückt dem Lipple, der dasteht wie ein Stein, die Hand, redet noch allerlei von seiner Uneigennützigkeit, und daß er dem Vaterlande auf die Weise gerade so gut diente, als wenn er draußen wäre, und hat um die Lippen ein leises Lächeln.

In der Tür erhascht ihn der Lipple an der Hand.

„Herr .... Herr Landrat, wofür ist das?" Soviel also hat der Lipp von der Rede verstanden, daß er nicht einmal weiß, wofür er geehrt wird. „Für Ihren selbstlosen Eifer." Nun ist der Landrat hinaus und mit ihm der Pfarrer, der überhaupt nichts gesagt hat und nur von der Seite her mit zwinkernden Augen auf den Lipp gesehen hat.

Und der Lipple steht und sieht auf das blinkende, runde Metall. „Jetzt soll ich das tragen, wenn ich in die Kirche gehe und so? Für selbstlosen Eifer? Aber ich hab' ja nix getan, gar nix. Sie haben mich ja nit brauchen können, trotzdem ich in zwanzig Garnisonen war. Jetzt, wo bleibt der selbstlose Eifer? Ach Gott, wenn ich doch nur wüßte, wie ich das verdienen soll, das Ehrenzeichen!"

— Das Universalvieh. Kann Ihr Waldl auch schwimmen? Und ob, — der gehört zum Typ der Untersee-Dackel.